

(Nachdruck verboten.)

72]

Der Mankemann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Lassen Sie das!“ rief Nancy. „denn das geht auf mich.“ Pete hatte bisher still dagestanden, mit halb zorniger, halb jammervoller Miene.

„Ich bitte alle um Verzeihung,“ sagte er jetzt. „denn ich will das, was Ihr sagt, nicht in Abrede stellen. Ich bin wie der Fisch, den ein Boot im Schleppnetz hat, das Netz ist über mir zu und ich bin gefangen. Das Spiel ist aus. Ja, ich habe Euch getäuscht und selbst jene Briefe geschrieben. Ich habe keinen Onkel Sepp und keine Tante Hamichen. Meine Frau hat mich verlassen. Ich weiß nicht, wo sie ist und was aus ihr geworden ist. Ich bin geschlagen und betenne mich für überwunden.“

Zeichen der Befriedigung wurden laut. „Doch Du fühlst nicht das Bedürfnis der Sündenvergebung, Bruder?“ fragte Cäsar.

„Nein,“ sagte Pete. „was ich gethan habe, hielt ich für's Beste, und wenn es trotzdem unrecht war, so wird es mir der Allmächtige vergeben.“

Cäsar ließ die Unterlippe hängen. Pete aber richtete sich zu voller Höhe auf und sah sie alle der Reihe nach an, bis seine Augen auf dem Postboten haften blieben.

„Man braucht aber einen Dieb, um einen Dieb zu fangen,“ sagte er. „Wer von Euch war der Dieb, der mich fing? Vielleicht bin ich nur ein ungeschickter Dummkopf gewesen, und Ihr waret im Vergleich zu mir sehr gerieben und ungemein schlau, doch glaube ich, daß Ihr bei alledem nicht gewitzigt genug seid.“

Er hielt das gelbe Couvert empor. „Dieser Brief war versiegelt, als Sie ihn mir gaben, Herr. Wie konnten Sie wissen, was er enthielt? „Von Amts wegen geöffnet,“ sagen Sie? Es sind aber nicht bloß unbestellbare Briefe, die mit diesen Worten zurückkommen.“

Der Briefträger fuhr sich mit den Händen in die Haare. „Der Herr weiß Mittel und Wege, sein Wort hinauszuführen, nicht wahr, Cäsar? Doch habe ich niemals gehört, daß dazu das Öffnen der Briefe anderer Leute gehört.“

Mr. Kelly zwinkerte sich fast seine Luchsaugen aus. Pete warf den Brief und den Umschlag ins Feuer. „Ihr seid gekommen, mir zu sagen, daß Ihr meine Frau auf Eurer Liste gestrichen habt. Ganz recht. Ihr könnt mich ebenfalls ausstreichen, und wenn Ihr das Geld, das ich Euch gegeben, zur Hand habt, so könnt Ihr auch dieses mit ausstoßen und meine Wirtschaft machen.“

Der schwarze Tom wollte fast bersten vor unterdrücktem Lachen und mußte sich an der Tischdecke festhalten; Cäsar wand und krümmte sich vor seinen forschenden Blicken.

„Ihr wißt gar viel aus dem alten Buche und ich nur wenig,“ sagte Pete. „doch heißt es irgendwo darin: Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Ich will mich nicht für einen Heiligen ausgeben, darum überlasse ich's Euch.“

Die Stimme wollte ihm versagen, doch fuhr er fort: „Ihr macht, wie mir scheint, viel Aufhebens über ein gebrochenes Gebot, ich aber denke mehr über das gebrochene Herz. Davon steht gewiß auch etwas irgendwo in der Bibel. Die Frau, die von mir gegangen ist, mag wohl unrecht gethan haben, das arme Ding; ich sage nicht das Gegenteil. Wenn sie jedoch wieder zurückkommt, so mögt ihr sie austreiben, ich aber werde sie aufnehmen, was auch aus ihr geworden ist — sie mag gethan haben, was sie will.“

Er setzte sich auf einen Stuhl vor das Feuer und drehte ihnen den Rücken zu.

„Und nun könnt ihr heimgehen, Euch glücklich zu thun,“ sagte Nancy, sich die Augen trocknend, „und laßt mich die Küche schenken, ich werde viel Wasser brauchen, damit sie rein wird von so schmutzigen Kerlen, wie ihr seid.“

Auch Cäsar wischte sich das Auge aus, welches dem schwarzen Tom zunächst war. „Kommt,“ sagte er mit kläglichem Ergeben, „unser Gang ist vergeblich gewesen.“

Der Mohr kann seine Haut nicht ändern, noch der Leopard seine Flecken.“

„Nein, aber er kann sie doch mit einem Ueberrock bedecken,“ sagte Nancy. „Ja, der Floh sticht, nicht wahr, Cäsar? Schilt nicht auf den Spiegel, wenn Dein Gesicht häßlich ist.“

Cäsar that, als hätte er sie nicht gehört. „Es ist freilich nicht wahrscheinlich,“ sagte er, einen Seufzer hinter Petes Rücken ausstößend, „aber wir wollen doch den Herrn bitten, daß wir eines Tages alle zum Himmel eingehen.“

„Nicht ich, ich bedank' mich dafür,“ rief Nancy; mit euresgleichen möcht' ich nirgends hingehen.“

Das war selbst für Cäsars Hiobsgebuld zu viel. „Thörichtes und undankbares Weib,“ rief er, „das von meinem Brote gegessen und aus meinem Kelche getrunken hat —“

„Wollen Sie einen Fluch gegen mich schleudern?“ fragte Nancy. „Der Tausend! da sind Sie wohl gar von Pharaos Tochter zwischen den Winsen gefunden und zum Propheten gemacht worden?“

„Lassen Sie sich doch in keinen Wortwechsel mit einer Frauensperson ein, die allein bei einem ledigen Manne lebt,“ sagte Mr. Niplighly.

Nancy schwang das Kind von dem rechten auf den linken Arm und versetzte mit der frei gewordenen Hand dem Konstabler eins ins Gesicht. „Nimm des als Arznei für Dein schlechtes Herz,“ rief sie, „und sage dem Deemster, daß ich Dir's gegeben habe.“

Dann wendete sie sich zu dem Postboten und dem schwarzen Tom. „Hinaus mit Dir, Du kleiner Spitzbube. Dein Mund ist ein schmutziger Stadtbrunnen und Deine Zunge der Pumpenschwengel daran. Und Du, große schwarze Spinne, gehe heim und laß Dich begraben; alt genug und schlecht genug bist Du dazu. Fort mit Euch, Ihr Lumpenpack!“ schrie sie und schlug die Thüre hinter ihnen zu, öffnete sie aber noch einmal zu einem Abschiedsgruß. „Und wenn es wahr ist, daß Ihr zusammen auf dem Wege zum Himmel seid, so laßt es mich wissen, damit ich sehe, wie mir's in der Hölle gefällt.“

XIX.

Pete saß am Abend neben der Wiege, die er mit dem Fuß schaukelte, und stützte einen Arm auf den Tisch, während seine andre Hand zärtlich mit dem Kinde und der Ohringen spielte, die er oben in der Schublade gesunder hatte. Da ward auf einmal heftig an die Thüre gepocht — es gab einen hohlen Widerhall, wie wenn man auf einen Sargdeckel klopft.

„Herein!“ rief Pete.

Es war Philipp; aber fast hätte man denken können, der Tod sei eingetreten, so dünn und knöchern waren seine Wangen, so wild seine Augen und seine Hände so kalt.

Pete war auf alles gefaßt. „Du bist auch dahinter gekommen, wie ich sehe, und hast meine Finten entdeckt,“ sagte er trohig. „Du brauchst es mir nicht erst zu sagen — das heißt einen Fisch fangen, den man schon an der Angel hat.“

„Sei stark, Pete,“ sagte Philipp. „Es wird ein harter Schlag für Dich sein.“

Pete blickte mit verändertem Wesen auf. „Sprich es nur aus, Philipp. Das wäre ein armjeliger Mann, der nicht ertragen könnte —“

„Ich bringe Dir die traurigste Botenschaft,“ sagte Philipp und setzte sich so weit wie möglich weg von ihm.

„Du hast sie gefunden . . . Du hast sie gesehen . . . Wo ist sie?“

„Sie ist . . .“ fing Philipp an und hielt dann inne.

„Nur weiter, Kamerad. Ich hab' schon mehr Unglück im Leben erfahren.“

„Kannst Du's hören?“ sagte Philipp. „Sie ist . . .“ und er stockte aufs neue.

„Sie ist — wo?“ fragte Pete.

„Sie ist — tot,“ sagte Philipp endlich.

Pete sprang empor. Philipp stand ebenfalls auf, und die Worte strömten ihm jetzt wie ein Wassersturz aus dem Munde. „Dies alles ist schon einige Zeit her; ich war aber außer stande, es Dir früher zu sagen. Ich versuchte es, aber ich konnte nicht. Es war in Douglas . . . an einem Fieber . . . in einer Wohnung . . . allein . . . ohne Pflege . . .“

„Warte einen Augenblick! Laß mir Zeit,“ sagte Pete. „Seit ich in Kimberley eine Kugelvunde bekam, habe ich dann und wann Stiche in der Seite und manchmal stockt mir plötzlich der Atem.“

Er taumelte nach der Thüre zur Vorhalle, riß sie auf und kam dann keuchend zurück. „Tot, tot! Rätke ist tot!“

Nancy kam gerade aus der Küche, und als sie hörte, was er sagte, hob sie beide Hände zum Himmel und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Er packte sie bei den Schultern, drehte sie um, drängte sie wieder hinaus, schloß die Thüre hinter ihr zu und sagte, die rechte Hand fest auf seine Seite pressend: „Die Frauen sind tapfer, doch wenn der Sturm einen Mann ergreift —“ Er brach ab und murmelte: „Tot, Kitty ist tot!“

Das Kind, das bei Nancys Ausschrei erwacht war, wimmerte jetzt kläglich. Pete ging zur Wiege, schaukelte sie mit dem Fuß und lallte dabei mit zitternder Stimme: „Bisch, Mädchen, Bisch!“

Philipp atmete schwer. Ihm war, als stünde er hart am Rande eines Abgrundes, mit dem Drange, sich hinunter zu stürzen. „Gott verzeih mir's!“ sagte er. „Ich könnte mich dafür umbringen. Ich hab' Dir das Herz gebrochen...“

„Fürchte nichts für mich,“ sagte Pete. „Ich bin ein alter abgetakelter Hult, der schon manches Wetter gesehen hat, und gehe von innen aus nicht gleich in Stücke. Laß mir nur Zeit, Kamerad — laß mir Zeit.“ Dann fing er wieder zu murmeln an: „Tot, Kitty tot! Bisch, Mädchen, Bisch! Meine Kitty ist tot!“

Die Kleine schlief und Pete setzte sich wieder auf seinen Stuhl, nickte nach dem Feuer hin und sagte in weichem, kindlichem Ton: „Ich hab' sie gekannt, so lang ich lebe, mußt Du wissen. Sie ist schon mein Liebchen gewesen, als sie noch ein kleines Ding war, und dem Schulmeister eine Maulschelle gab, weil er mich ungerecht schlug. Ein süßes, kleines Mädchen war sie damals, Kamerad, mit ihren braunen Füßchen und ihrem widerspenstigen Haar. Und nun ist sie ein Weib und ist tot. Der Herr erbarme sich meiner!“

Er stand auf und fing an, mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, als hätte er Blei an den Füßen. „Wie froh und glücklich sie noch war, als ich nach Kimberley abreiste; ich sehe noch ihr hübsches Gesicht in der Morgenfrühe am Fenster, ganz Lachen und Mutwillen. Fünf Jahre hab' ich sie so in meinen Träumen gesehen und nun ist sie tot! Kitty ist tot! Meine Kitty! Gott helfe mir! O Gott, habe Erbarmen mit mir!“

Er gab sein unstätes Gemüth hergehen auf, setzte sich und startete ins Feuer. Seine Augen waren rot, als strömte alles Herzblut hinein, doch zeigten sie keine Spur einer Thräne. Philipp versuchte nicht, ihn zu trösten. Er hatte ein Gefühl, als müßte ihm jede Silbe in der Kehle stecken bleiben.

„Ich verstehe jetzt, wie alles gekommen ist,“ sagte Pete. „Während ich fort war, hatte sich ihr Herz verändert, und als ich zurückkam, glaubte sie, mir Wort halten zu müssen. Mein armes Lamm! Sie war ja doch nur ein Kind. Ich aber war ein Mann und hätte sehen sollen, wie's stand. Es geht mir wie einem Ertrinkenden; auf einmal kommt mir alles ins Gedächtnis zurück. Ich seh' es jetzt nur zu klar. Es ist aber zu spät. Arme Kitty! Und ich glaubte, daß ich sie so glücklich machte! Du wirst mir's kaum glauben,“ fuhr er mit einem hilflosen Blick fort, „doch ich habe nie etwas andres gedacht. Nein, sicher nicht, es verhält sich thatächlich so. Ich war wie ein Schiffer, der während der ganzen Heimreise an einem vergoldeten Käfig für das bunte Singvögelchen arbeitet, das er sich irgendwo in den sonnigen Ländern gefangen hat; aber wenn er's hineinsetzt, das arme Ding, so wünscht sich's immer nur weit fort.“

Im Gefühl seiner Erbärmlichkeit saß Philipp da und hörte ihm zu. „Du hast Dir nichts vorzuwerfen,“ sagte er endlich, den Blick zu Boden senkend. „Du hast alles gethan, was ein Mann thun konnte. Und auch sie trifft kein Vorwurf. Es war die Schuld eines andern. Er ist zwischen Euch getreten. Vielleicht hat er geglaubt, er könne nicht anders — vielleicht überredete er sich, Gott weiß, was er sich vorgelogen hat. Sie aber ist unschuldig. Pete; glaube mir, sie —“

Pete schlug mit der Faust schwer auf den Tisch, daß die Ringe, die darauf lagen, in die Höhe schnellten und klirrten. „Was kümmert mich das?“ schrie er. „Was frage ich danach, ob sie unschuldig ist oder schuldig? Sie ist tot — nicht wahr? Mehr brauche ich nicht zu wissen. Derwünscht sei der Mann! Sprich mir nicht von ihm. Jetzt

gehört sie mir! Er soll sich nicht mehr zwischen mich und mein Eigentum drängen!“

Es war zu viel für das zerrissene Herz und das gefolkerte Hirn. Pete ließ den Kopf auf den Tisch sinken. Sein Zorn war aber sogleich verfliegen. Ohne den Kopf zu erheben, streckte er die Hand über die Ringe hinweg und tastete nach Philipps Hand, die in der seinen zitterte. Pete hielt es für Teilnahme und schämte sich nur noch mehr.

„Laß mir Zeit, Kamerad,“ sagte er. „Ich werde bald wieder zu mir selber kommen. Mir ist furchtbar wirr im Kopf — ich weiß nicht, ob ich Dich richtig verstanden habe. Zu Douglas, sagst Du? Doch nicht ganz verlassen? Nicht verlassen und allein? Sie hat Dich aufgesucht — nicht so? Du warst dort, Phil? Du warst selber bei ihr? Es hat ihr an nichts gefehlt?“

Philipp antwortete mit heiserer Stimme; sein Blick schweifte noch immer unstät umher. „Wenn es Dir zu einigem Troste gereicht — ja, ich war bei ihr, es hat ihr an nichts gefehlt.“

„Mein armes Mädchen!“ sagte Pete. „Schickte sie — hatte sie noch — vielleicht hat sie noch ein paar Worte gesagt im letzten Augenblick?“

Philipp griff die Frage auf. Da war endlich etwas, das er ohne Falschheit sagen konnte. „Sie hat um Deine Verzeihung,“ sagte er. „Sie sagte, ich möchte Dich bitten, so wenig wie möglich an sie zu denken, Dich ihretwegen nicht allzu sehr zu betrüben und sie selbst zu vergessen suchen, damit ihr Vergehen auch vergessen werden möchte.“

„Und die Kleine — nicht auch etwas für die Kleine?“ fragte Pete.

„Das war ihr allerbitterster Kummer,“ sagte Philipp. „Es schmerzte sie so, daß Du sie für eine unnatürliche Mutter halten müßtest. „Meine Katharine! Mein Katharinen! Mein süßer Engel!“ So klagte sie den ganzen Tag.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte Pete, ins Feuer blickend, „sie hat die Kleine um meinetwillen zurückgelassen und sie fehlte ihr dann die ganze Zeit. Armes Ding! Du hast sie getröstet, Philipp? Du hast es ihr leichter gemacht?“

„Ich sagte ihr, daß das Kind wohlauß und glücklich wäre. „Er denkt nichts als Gutes und Liebes von Ihnen,“ sagte ich ihr.“

„Gottes Frieden sei mit ihr! Mein Lieblich, mein Weib!“ sagte Pete feierlich. Dann fragte er plötzlich in einem andern Tone: „Weißt Du, wo sie begraben ist?“

Philipp zögerte. Er hatte diese Frage nicht voraus gesehen. Wie kopflos von ihm, daß er nicht daran gedacht hatte! Doch er konnte nicht mehr zurück; er war jetzt gezwungen, weiter zu gehen. Er mußte Lüge an Lüge reihen. „Ja“ stotterte er.

„Kannst Du mich an ihr Grab führen?“

Philipp atmete schwer. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne.

„Kengstige Dich nicht,“ sagte Pete, „ich bin wieder Herr über mich. Kannst Du mich an das Grab meiner Frau führen?“

„Ja,“ sagte Philipp. Der Strom riß ihn mit sich fort, immer weiter dem Rande des Abgrundes zu. Ein Widerstand war unmöglich — er stürzte sich blindlings hinab. Lüge auf Lüge! Lüge auf Lüge!

„Dann wollen wir morgen mit der Postkutsche hinüberfahren,“ sagte Pete.

Philipp erhob sich mit starren Gliedern. Er hatte nur eine Lüge sagen wollen und doch eine nach der andern sagen müssen. „Wahrhaftig, eine Lüge ist ein Krüppel,“ sie kann nicht allein stehen. „Gute Nacht, Pete; ich will heimgehen, ich fühle mich nicht wohl heute abend.“

„Wir wollen die Kutsche morgen früh am Thore Deiner Tante halten lassen,“ sagte Pete.

Sie gingen zusammen bis an die Thüre und stauden einen Augenblick in der dunklen, feuchten Nacht.

„Die Welt wird furchtbar einsam, Phil, und Du bist alles, was mir geblieben ist — Du und das Kind. Doch will ich nicht jammern. Als ich meine Kugelvunde da unten erhielt, lag ich weit weg auf der großen Ebene, Hunderte von Meilen von jeder Ortschaft entfernt, hinter dem letzten Strauch und dem letzten Grashalm bei totem Gestein, bei Asche und Staub — so weit weg, man hätte sagen können, am Ende der Welt, ohne jede Aussicht, weder sie wieder zu sehen, noch die alte Zuzel und die alten Gesichter. So vereinsamt wie damals bin ich jetzt lange nicht. Gute Nacht, alter Freund.“

Der Thorweg öffnete sich und schloß sich wieder. Philipp

wankte auf der Straße dahin. Er haßte Pefe. Diesen treuherzigen Menschen zu hassen, der ihn in ein Gewirr von Lügen hineingetrieben hatte, war jetzt die einzige Ausflucht seines betäubten Bewußtseins.

Pefe ging ins Haus zurück und murmelte: „Nitty ist tot! Nitty ist tot!“ Er legte die Kette vor die Thür und sagte: „Schließen Sie die Läden, Nancy,“ dann kehrte er zu seinem Stuhl an der Wiege zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Am Hochgebirge — ohne Schuhe.*)

Folgende heitere Episode, die sich nicht alle Tage ereignen dürfte, wird uns von einem hiesigen Parteigenossen, der kürzlich in der Tiroler Bergen war, mitgeteilt. Ich durchstriefe in Begleitung eines Führers aus Nidnam die Stubai-er Ferner, kam dabei auch in das berühmte Becherhaus mit seiner hochinteressanten großartigen Umgebung und prächtigen Fernsicht. Es war Sonnabendnachmittags und da die Bergführer im heiligen Land Tirol an jedem Sonn- und Feiertage in der Kirche sein und die Messe anhören wollen und es stets so einzurichten wissen, daß die Touristen sich wohl oder übel diesem Brauche fügen müssen, blieb auch mir nichts anderes übrig, als entweder nach am Sonnabendnachmittag den fünf Stunden weiten Weg zur nächsten Kapelle in St. Martin am Schneeberg zurückzulegen oder aber den Abmachungen gemäß am Sonntag früh um 4 Uhr aufzubrechen und fünf Stunden weit meist über den Ferner zu gehen, damit mein Führer rechtzeitig zur heiligen Messe in St. Martin eintreffen konnte. Ich erwiderte mich, den Marsch noch am Samstag auszuführen, bei welcher Gelegenheit von der Voger-Scharte aus, die passiert werden mußte, die Voger-Spitze (3260 Meter) mit lobnendem Anblick auf den Ueberthal- und die Döhlthaler Ferner gemacht wurde. Abends kamen wir in dem 2356 Meter überm Meer gelegenen St. Martin an, wo wir in dem niederen alten Wirtshaus mit knapper Not Quartier fanden. Gegenüber dem Wirtshaus befindet sich eine mit Holzstämmeln gedeckte kleine Kapelle, daneben das Verwaltungsgebäude des I. L. Blei-, Silber- und Zinkerz-Bergwerkes, das sich da droben befindet, und zwischen den Veranlagen liegen zerstreut primitive Hütten und Logierhäuser, in denen die Arbeiterwelt, meist Italiener, kampiert. Wegen dieser Bergarbeiter und Arbeiterinnen steigt, wenn die Schneesverhältnisse und das Wetter das gestatten, d. h. während der Sommermonate, jeden Sonn- und Feiertag ein Geistlicher aus Nidnam nach St. Martin hinauf, um in dem erwähnten Kirchlein eine kurze Predigt zu halten und eine stille heilige Messe zu lesen. Und zu diesem Gottesdienste versammeln sich dann auch die Bergführer, die sich mit Touristen auf einer Hohtour in den Stubai-er Fernern befinden. Die Touristen haben inzwischen das Vergnügen, entweder in St. Martin, im Becherhaus oder sonstwo in einer Berg-Hütte in Geduld abzuwarten, bis die Herren Führer ihre Rückadit verrichtet haben und wieder zu ihren Touristen zurückgekehrt sind. An diesem Brauch halten die Leute fest, jeder Fremde, der einen Führer braucht, hat damit zu rechnen und die alten Führer achten streng darauf, daß auch die jungen Kollegen, dem Herkommen gemäß, am Sonntag in der Messe erscheinen. Wer dem zuwiderhandelt, kommt in „Verdacht“.

Ich sah also abends in der Wirtstube, wo für die Fremden ein gedecktes Tischchen bereit stand. An einem andern Tischchen saßen die Bergarbeiter Mann an Mann eng aufeinander, aßen, tranken und — rauchten einen schauderhaften Anker. Nichtsdestoweniger wäre es beinahe gemächlich geworden, wenn nicht später mit großem Geräusch noch vier Touristen angekommen wären.

Die paar Betten im Wirtshaus waren belegt und die Anstimm-linge waren fertig, d. h. sie versicherten, „keinen Schritt mehr geh'n zu können.“ Ihre Anstimmung war für sächsische Verggänger, denn Sachsen waren es, gar nicht so übel. Jeder schleppte einen ziemlich schweren Rucksack mit und hatte seinen Sonnen- bezw. Regenschirm dabei. Zwei waren außerdem noch mit Vergglocken versehen, die genial mit einer Schnur am „Scherm“ befestigt waren. Nach langem Verhandeln gelang es, die müden Wanderer im Verwaltungsgebäude des I. L. Bergwerkes unterzubringen, wo auch der junge Geistliche logierte, der heraufgekommen war, um die Messe zu lesen. In der Nacht ging starker Regen nieder, etwas höher lag viel Reuschnee. Um 7 Uhr früh waren die Sachsen wieder flott und verschwanden bald von der Bildfläche.

Ich war erst gegen 8 Uhr aufgestanden, begann doch um 9 Uhr der Gottesdienst und vor dessen Beendigung war der Führer nicht zu haben. Doch als ich meine Schuhe, die ich am Abend in die Kiste gegeben hatte, damit sie dort getrocknet und gut geschmiert werden, haben wollte, stellte mir das Küchenmädchen anstatt meiner guten, bequemen Verggschuhe ein paar abgenutzte Stiefelchen vor die Thüre. Ich machte auf den Irrtum aufmerksam, was große Bestürzung hervorrief, hatte doch eine rasch vorgenommene Suche im ganzen Haus ergeben, daß diese schabigen „Trittlinge“ überhaupt das einzige noch zur Verfügung stehende Schuhzeug waren. Und diese „Stugen“ waren, ganz abgesehen von ihrer sonstigen Beschaffenheit, für meine Füße auch noch merklich zu klein. Ich stand also that-

sächlich am Schneeberg ohne — Schuhe; und da der Abstieg ins Thal, den ich wegen der eingetretenen sächlichen Witterung vorhatte, durchaus nicht zu den angenehmen zählt, ging es doch erst durch einen 730 Meter langen dunkeln und schmutzigen Tunnel (der zur Thalbeförderung der gewonnenen Erze dient), dann über Schnee und Schuttgalden hinab auf zum Teil recht feinigem Boden.

Die Tochter des Hauses, ein resolutes Mädchen, hatte bald heraus, daß nur einer der vier Herren, die drüben im Verwaltungsgebäude nächtigten, meine Schuhe mitgenommen haben konnte. Die Schuhe müssen wieder her, erklärte das Mädchen kategorisch. Wo ist Ihr Führer, wo sind die Herren hinaus? Mein Führer war sogleich zur Stelle, er sah mit einigen Kameraden, die bei einem Hundewetter zur Messe schon vom Becherhaus herübergekommen waren, vor der Hausthür. Und ein Handwerksmann, der vor der Kirche auf einem Tische seine Waren ausgebreitet hatte (am Freitag war Jahrtag gewesen), konstatierte, daß die Sachen nach dem Passiertal abmarschirt seien; einer davon sei schlecht gegangen, sehr weit dürften sie noch nicht gekommen sein. Herr Benedikt — so wurde hierauf angeordnet —, da nehmen's die alten Schuhläufer's den Herren nach und bringen's die richtigen Schuh' zurück. Mein Führer, Benedikt Kruselburger, nicht faul, that, wie ihm geheißen; er eilte im Laufschrift den Sachsen nach, damit er ja bis zum Beginn des Gottesdienstes wieder da sei. Und ehe das Glöcklein zur Kirche läutete, war ich auch schon wieder im Besitze meiner Verggschuhe. Bismlich weit unten hatte Benedikt die Sachsen eingeholt, gestelit und sie um Herausgabe der verwechselten Schuhe erucht. „Nee, mein Antester, da sein Se schon im Irrtum, wir ham sie Alle die rechten Stiefeln an,“ erwiderte der Wortführer ein sehr behäbig aussehender „gemietlicher“ Beamter. Benedikt lief sich aber nicht irren machen, er mußerte die „Beene“ der Sächser und entdeckte, daß gerade der „Gemietliche“ meine Schuhe trug. Nach kurzem Widerstreben mußte sich der biedere Sächser niedersetzen. Benedikt zog ihm die „irrtümlich“ mitgenommenen Schuhe von den Läusen und verlangte obendrein eine entsprechende Vergütung für die gehabte Mühe. Der Herr zog das Portemonnaie und verabreichte dem Ranne eine ganze Krone. Dann lief Benedikt eilends wieder nach St. Martin zurück und schwang, noch weit unten im Thal, die eroberten Verggschuhe.

Der „helle Sächse“, der in den größeren Schuhen recht bequem gegangen war, mag sich schon gequält haben bei dem Weitermarsch in den engen, eignen Schuhen, die er so schlau ausgetauscht hatte. —

Kleines Feuilleton.

— Eine Gemälde-Ausstellung im Versteigerungsamte. Die Wiener „Neue Freie Presse“ schreibt: Dienstag ist im Kolovrat- und Eminger-Saale eine Ausstellung von etwa 300 Gemälden österreichischer Künstler, und zwar aus deren eigenem Besitze stammend, eröffnet worden. Dieselbe wird während der Monate August und September täglich von 11 bis 5 Uhr allgemein zugänglich sein. Zugleich veröffentlicht die Direktion des Versteigerungsamtes ein Programm ihrer Kunstausstellungen und Kunstauktionen, und erklärt, daß dieselben hauptsächlich den Zweck haben, namentlich den jungen heimischen Künstlern ein besseres Absatzgebiet zu eröffnen, als es in den übrigen Ausstellungen und im Kunsthandel geboten ist. Wir entnehmen diesem Programm folgendes: Der gegenwärtige Zeitpunkt wurde für die Eröffnung dieses Unternehmens gewählt, um den in Wien weilenden Fremden Gelegenheit zu bieten, in einer Zeit, wo ähnliche Ausstellungen nicht veranstaltet werden, und in welcher das Leben der Großstadt munder pulsiert, ihre Aufmerksamkeit den heimischen Künstlern zuzuwenden. Die zur Ausstellung gelangenden Werke können von den ausstellenden Künstlern verkauft werden, während anfangs Oktober eine Anzahl der verbleibenden Objekte zur Auktion gelangen werden. Die leitenden Intentionen der Direktion des Versteigerungs- und Versteigerungsamtes gehen dahin, den produzierenden Künstlern eine günstige Verkaufsgelegenheit zu schaffen. Vielen Künstlern, welche sich noch keinen großen Namen gemacht haben, bleibe zur Verwertung ihrer Arbeiten nur der Weg der Beschickung von Ausstellungen oder des Anbietens an Kunstbändler, beides seien Dornenwege. Die Zulassung zu einer Kunstausstellung hänge vor allem von dem Urteil einer Jury ab, welche vielfach schon deshalb mit Zurückweisungen vorgehen müsse, weil die Ausstellungsräume die große Zahl der angemeldeten Werke nicht fassen könnten. Von den zugelassenen Werken wird in der Regel höchstens ein Drittel tatsächlich verkauft. Schuld daran sei auch die Reglosigkeit der Ausstellungspreise, welche nicht wenig den Erfolg beeinträchtigt. Nicht minder große Enttäuschungen finden aber die Maler beim Kunstbändler, für den die Bilder lediglich eine Ware seien, die er mit Gewinn an den Mann bringen wolle. Die Bilder ausstellenden Künstler seien für ihn nicht mehr als eine Promesse, welche nur ausnahmsweise Gewinn bringen könne. Er könne nur einen sehr geringen Preis bieten oder er könne die Bilder ohne Risiko, das heißt kommissionsweise zum Verkauf übernehmen. Die Produktion der schaffenden Künstler und die vorhandene Absatzmöglichkeit für ihre Werke stehen derzeit mit einander in großem Widerspruch. Es müsse nun der Mittelstand zur Ueberzeugung gelangen, daß jedes bürgerliche Heim auch zu mäßigen Preisen mit künstlerischen Werken geschmückt werden könne. Die Lösung der

* Aus der „Münchener Post“.

bestehenden unglücklichen Verhältnisse liegt in der Heranziehung des Publikums zur Kunst und in der Ermächtigung der Ansprüche der Künstler. Die Kunstausstellung im Dorothenheim habe nun den Zweck, zur Lösung dieses Problems beizutragen. Bilder aller Gattungen, alte und moderne, billige und hochwertige, werden in unangeforderter Reihenfolge zur Schau gestellt und ausgebaut, so daß sich eine Art von Kunstmarkt herausbilde, in welchem gute Volkskunst eine gute Pflegestätte finden solle. —

en. Die letzten Nachrichten von der deutschen Südpolar-Expedition bringt das zweite Heft der „Veröffentlichungen des Instituts für Meerestunde“. Von den tatsächlichen Feststellungen möge hier das folgende Erwähnung finden. Nach den auf der Fahrt von Kapstadt nach den Kerguelen durchgeführten Lotungen hält Professor v. Drygalski das Vorhandensein einer tiefen Mulde (Kerguelen-Mulde) im Meeresboden für erwiesen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Südlichen Eismeer steht und jedenfalls das kalte Polarwasser nach den Tropen hinaufführt. Außerordentlich interessant haben sich die geologischen Beobachtungen gestaltet, die auf der Possessions-Insel durch Dr. Philipp vorgenommen wurden. Das Eiland ist aufgebaut aus flachgelagerten Strömen von basaltischer Lava, die mit Mäulen aus groben vulkanischen Produkten abwechseln; im ganzen wurden acht Lavaströme aufeinander gezählt. An der Oberfläche zeigte das Gestein die eigentümlichen Anzeichen, wegen derer man von Fladenlava spricht. Die Zwischenschichten bestanden aus vulkanischen Auswürflingen von Faust- bis Kopfgröße. Das Hauptausmerk des Forsters richtete sich auf einen rötlichen Regal, der sich einige Kilometer nördlich der Weihnachtsbucht erhob. Es ergab sich, daß er seine Farbe den Massen von losen Auswürflingen, teilweise echten vulkanischen Bomben, aus Ziegelroter Lava verdankte. Die Erhöhung selbst erwies sich als der Rand eines alten Kraters. Bisher unerklärt blieb die eigentümliche Anordnung des losen vulkanischen Materials auf den Gehängen des Kegels, wo schwarze und rote Streifen regelmäßig mit einander abwechselten. Da diese Streifung wegen der groben Beschaffenheit des Materials nicht wohl durch Winde hergebracht sein konnte, so hielt Dr. Philipp die Wirkung eines Erdbebens für die einzig mögliche Erklärung. Ähnliche Erscheinungen sind übrigens auch auf den Kerguelen-Inseln gefunden worden. Spuren einer Gletscherbildung konnten nirgends wahrgenommen werden. Die vulkanischen Gesteine der Possessions-Insel sind noch sehr frisch und lassen daher vermuten, daß die vulkanische Thätigkeit erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, vielleicht erst seit wenigen Jahrhunderten, erloschen ist. Die auf den Kerguelen so häufigen Fjordbildungen fehlen hier. Dr. Werh hat auf der Possessions-Insel in drei Stunden 15 Arten von Blütenpflanzen sammeln können, während bisher von den Crozet-Inseln nur fünf solche bekannt gewesen sind. Die Flora zeigt eine bemerkenswerte Verwandtschaft zu der auf den Kerguelen-Inseln sowie zu der auf den Marion- und Heard-Inseln. Der Zoologe der Expedition, Professor Vanhöffen, hat ziemlich eingehend über die Tierwelt des durchfahrenen Meeres und der besuchten Inseln berichtet. Hervorzuheben sind die Bemerkungen über die Pinguine, Albatrosse und Wale. Die von der Kerguelen-Station für den Berliner Zoologischen Garten bestimmten lebenden Tiere fielen leider ein paar Stunden zum Opfer, die sich von ihren Netzen losgerissen hatten. Den Rest des Heftes bildet der meteorologische und der Gesundheitsbericht. Aus letzterem ist noch zu erwähnen, daß sich das Fleisch der Pinguine und Robben als durchaus genießbar herausgestellt hat, was für das Leben im Südpolargebiet ein äußerst wesentlicher und willkommenen Umstand ist. —

— Die Schädlichkeit des Dachs. Obgleich der Dachs schon oft für einen argen Räuber erklärt worden ist, wollen viele das doch noch immer nicht glauben und halten ihn für ebenso harmlos, wie den braven Storch. Auch die Schongesetze lassen ihm weitgehenden Schutz angedeihen. Daß der biedere Grimbart aber durchaus keine Rücksicht verdient, sondern ein ganz gefährlicher Räuber ist, zeigt jetzt wieder ein längerer Ausflug von Fred Vincent im „Weidmann“. Es heißt darin: „Ich wurde schon frühzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß man das Vorkommen von Dachsen am sichersten an leichten Rinnen und Furchen erkennen könne, die sich am Rande dichter Waldungen, namentlich in feuchten Wäldern, vorfinden und eine gewisse Ähnlichkeit mit dem „Gebrede“ schwacher Heberläufer (von Wildfällen) aufweisen. Überall jedoch, wo ich auf die Anzeichen für das Wurzeln und Stechen der Höhleneinsiedler stieß, lenkte mich häufig genug auf den benachbarten Aekern zerstörte Belege von Feldhühnern auf, oder ich machte die Entdeckung, daß frischgezte Jungbasen, die ich am Abend vorher gesehen, urplötzlich vermisst und waren. Allerdings hatte ich damit noch lange nicht die Gewißheit, daß die Dachse, die ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, die Schädiger unserer Niederjagd gewesen waren; allein auch diese Heberzeugnisa sollte mir bald werden. Ich war an einem schönen Nachmittage ins Revier gegangen und hatte die Wühlstinte mitgenommen. Allein nichts kam mir zu Schutze, und so irrte ich mich gegen Abend sehr vorsichtig durch einen schmalen, dicht mit Unterholz bestandenen Waldstreifen nach einer von Buschwerk durchzogenen Wäldchen hinüber, wo um diese Tageszeit gewöhnlich einige Nieten mit ihren Nischen zum Aesen anstraten. Natürlich wollte ich nicht schießen, sondern die ziellichen Geschöpfchen nur beobachten.

Ich war gerade am Rande der Dickung angelangt, da sah ich die Zweige eines kleinen Estrüpps, etwa zwanzig Schritte von mir links nach dem Waldbrand, sich in verdächtig Weise bewegen, und ich schob mich daher lautlos einige Schritte weiter vor, um einen Einblick zwischen die Walddämme zu erhalten. Und ich hatte gar nicht lange zu warten, da erschien dort drüben — jetzt vielleicht 50 Schritte entfernt — der schwarz und weiß gestreifte Kopf des biedereren Grävling, der offenbar irgend welchen Raub, und zwar ein schweres Stück, im Fang hielt, um es zu Bau zu tragen. Ich machte Dampf, und kaum spürte meines Bruders-Sohn die Schrote Nr. 4 unter den Borsten, da ließ er seinen Raub los und vrasselte murrend durch das Unterholz davon. Das, was ich aber dort fand, wo ihm mein Flintenlauf einen so unceremoniösen „Guten Abend“ geboten, war ein bereits angeschnittenes Mehlitz! Zimmerlein wäre es möglich gewesen, daß Grimbart die Beute einem andren Räuber abgejagt hätte. Als ich aber zwei Tage später mit einigen Herren an dem inzwischen ausgemachten Bau Nachforschungen anstellte, fanden wir in der Einfahrtöhre mehrere Lausflochen eines Nigheus. —

Aus dem Tierleben.

— Wer zerhackt die jungen Tauben in den Nestern? Ein Mitarbeiter der „Illustrierten Tierwelt“ (München) schreibt: Vor einigen Tagen machte ich wieder einmal die unangenehme Entdeckung, daß die jungen Tauben in zwei Nestern an den Köpfen und Schnabelwarzen mehr oder weniger verwundet waren. Die Tierchen waren etwa zehn Tage alt und saßen daher noch als völlig hilf- und wehrlose Nesthoder auf ihrem Lager. Matten und Mäuse sind in meinem Schlage nie vorhanden; Mäuse sind übrigens auch in dieser Beziehung unschädlich. Ich weiß aus Erfahrung, daß ungepaarte Täubchen, also Junggeflügel oder Witwer, besonders aber die ersteren, solche Flegelchen zu begehen lieben. Sie dringen in die Nistfächer der brütenden Paare, wenn die Eltern der Jungen nicht „zu Hause“ sind, wenn sie einmal auf längere Zeit das Nest ohne Wache zurücklassen, um Futter oder Wasser zu holen. Dann belästigen sie die Jungen. Diese erheben sich nach ihrer Art bei Annäherung eines Feindes im Nest, maaden mit den Schnäbeln und haderen wohl gar nach dem Eindringling. Dadurch noch gereizt, fällt nun so ein Flegel über die armen Dinger her und richtet sie übel zu. Ich hatte einen Koburger Lebkuchen-Junggeflügel im Verdacht, ließ ihn aber leider noch frei, bis ich hinzutomme, wie er gerade wieder im selten Neste sitzt und die Jungen zerfleischt, während der Vater, den er sogar hinansgebissen hat, mullos vor dem Eingang sitzt und „müßig“, wenn auch nicht „beunruhigt“, seine Kinder untergeben sieht. Die Verhaftung erfolgte ja nun sofort, aber wie ich fürchte zu spät, um Nothilfe zu verhüten; denn der Lämmel hat besonders das eine der Kleinen so arg zerbisfen, daß ich an seinem Auskommen zweifle. — Man dulde keine ungepaarten Täuber im Schlage oder man habe wenigstens ein wachames Auge für sie! —

Technisches.

em. Eine Riesentonne. Coeben ist in Romanshorn für die Eidgenossenschaft ein riesiges Alkoholreservoir fertiggestellt worden. Dasselbe stellt eine eiserne Tonne dar, die 3 140 000 Liter zu fassen vermag. Der Durchmesser dieses Riesensylinders beträgt 20 Meter, das Gewicht der Eisenteile 110 000 Kilogramm. Der Mantel ist in acht Etagen aufgebaut und ist im Reservoirinnern mit 3 Verankerungsringen aus Winkelisen versehen. Das Fundament besteht aus einer zwölfseitigen Betonplatte von 1 Meter Dicke; diese trägt sowohl das Reservoir als auch das dasselbe umgebende Säuhhaus. Um das Reservoir zu montieren, bedurfte es nicht weniger als 60 000 auf dem Platze selbst geschlagener Nieten. Um den Zylinder herum sind allerlei Meßinstrumente angebracht, zwischen ihm und dem Säuhhaus befinden sich schlanke Galerien und oben funktioniert eine Ventilationseinrichtung. Das Wasser zu den Probefüllungen, die die Solidität des Werkes ergeben haben, wurde mit einer eigens hierzu hergestellten Pumpanlage — Lokomotive und Centrifugalpumpe — von etwa 25 bis 30 Pferdekräften dem Bodensee entnommen. Die Zeitdauer einer Füllung betrug nicht weniger als 25 Stunden. —

Humoristisches.

— Scherzfrage. Welcher Unterschied ist zwischen dem Mond und der Steuerbehörde?

Antwort: Der Mond nimmt ab und zu, die Steuerbehörde aber immer zu. —

— Pietät. A: „Möchten Sie nicht einmal einen andren Strand aufsuchen?“

B: „Ne, der Ostsee werd' ich nicht untren, von da hab' ich früher die Heringe bezogen.“ —

— Auf dem Marcuspiaz. Der Herr aus Berlin: „Na ja, lieber Fremd, det is nu ja sehr unangenehm für den Augenblick. Aber, alles hat ooch sein Gutes. Nu haben Se doch mal Piaz getriegt für 'ne hübsche Dogen-Sieges-Allee. So immer: Zweise unten, ener oben. Id sage Ihnen, det wirkt!“ — (Lustige Blätter.) —